

Gedenkworte für Reinhold Schneider

Autor(en): **Bergengruen, Werner**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **38 (1958-1959)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GEDENKWORTE FÜR REINHOLD SCHNEIDER

VON WERNER BERGENGRUEN

Am Ostersonntag ist Reinhold Schneider, einer der wahrhaft bedeutenden Vertreter christlicher Geistigkeit im deutschen Sprach- und Kulturgebiet und vielleicht der universellste unter ihnen, im noch unvollendeten fünfundfünfzigsten Lebensjahr im Freiburger Loretto-Krankenhaus an den Folgen eines tags zuvor getanen Sturzes gestorben. Sein Leib wurde in der heimatlichen Erde seines Geburtsorts Baden-Baden geborgen, nachdem am Abend zuvor im Freiburger Münster durch den Weihbischof Schäufele die Einsegnung in der feierlichsten und ergreifendsten Weise vollzogen worden war.

Dem Schmerz um sein jähes Ende mischt sich die ehrfürchtige Dankbarkeit dafür, daß dieses große Herz mit allem, was aus ihm hervorging, unter uns und für uns geschlagen hat.

Reinhold Schneider ist die Stimme des christlichen Gewissens, die Stimme der christlichen Freiheit, die Stimme des christlichen Protestes gewesen, ein Mahner, Tröster und Helfer in den Tagen der äußersten Verdunklung und Verlassenheit. Die Älteren unter uns erinnern sich noch der Gedichte, der zahllosen kleinen Schriften, die, immer wieder abgeschrieben, vervielfältigt, zum Teil illegal gedruckt, von Hand zu Hand gingen und den Weg hinter die Stacheldrähte, ins Feld, an die Trümmer und die Gräber fanden. Mancher hat bekannt, er verdanke es Reinhold Schneider und seinem Zuspruch und Beispiel, daß er die Jahre des Grauens ungebrochen überstehen durfte.

Es hat dann eine Zeit gegeben, da Mißverständnis, Unverständnis und auch Übelwollen sich zu Angriffen zusammenfanden. Manche von denen, die Reinhold Schneiders Weg nicht in allem mit ihm gehen zu können meinten, gaben denen Gehör, die seine Motive verdächtigten. In manchen Härten des Daseins geprüft, hat er schmerzliche Erfahrungen solcher Art mit der gleichen Unbeirrtheit hingenommen, mit der er zuvor den Drohungen der Tyrannei standgehalten hatte. Die Tyrannei hatte ihm längst mißtraut, und im Jahre 1945 rettete ihn nur der Zusammenbruch des verhaßten Systems vor dem bereits angelaufenen Hochverratsverfahren. Seiner klaren Unbeirrbarkeit entsprach es, daß er sich selbst niemals wichtig genommen hat; er ließ seine Person gänzlich hinter seinem Werk und seinem Auftrag zurücktreten. Mit seiner ergreifenden Bescheidenheit, seiner noblen Scheu vor allem Zurschaustellen der eigenen Gestalt hat er sich als Lebensform die einer fast mönchisch erscheinenden Zurückhaltung und Verschwiegenheit gewählt. So lagen denn auch über seine Entwicklung und über seinen Lebensgang

lange Zeit nur spärliche Andeutungen von ihm vor. Erst in seinen letzten Büchern «Der verhüllte Tag», «Der christliche Protest» und «Der Balkon» öffnet er Zugänge auch in die privaten Bezirke seines Daseins, und in die unaufhebbare Schwermut seiner Existenz mischen sich nun auch Lichter jener zarten seelischen Heiterkeit, die bis dahin nur seine nahen Freude an ihm gekannt hatten.

Sein Elternhaus, das von seinem Großvater begründete Hotel Mesmer, befand sich seit einigen Jahrzehnten nicht mehr im Besitz der Familie. Reinhold Schneider, der nach ausgedehnten Reisezeiten und nach längeren Aufenthalten in Potsdam und Hinterzarten in Freiburg seßhaft geworden war, verbrachte den Winter von 1956 auf 1957 in Baden-Baden. Er hat hier die Niederreißung des alten Hauses, des Hauses seiner Kindheit, mitangesehen, miterlebt und in seinem Buch «Der Balkon» geschildert. Es ist der Balkon, auf dem so oft der alte Kaiser, Wilhelm der Erste, gestanden hat, der mit seiner Frau zu den regelmäßig wiederkehrenden Gästen des Hauses gehörte. Für Reinhold Schneider wurde dieser zuletzt gespenstisch ins Leere ragende Balkon zu einem Symbol der Vergänglichkeit, der versunkenen Kindheit, der alten europäischen Zeit, die mit dem ersten Weltkriege in Trümmer sank. Und es ist, als habe das alte Haus, das ihm im Sterben voranging, ihn nach sich gezogen.

In seinen letzten Lebenstagen hat er manchmal davon gesprochen, für die Dauer nach Baden-Baden zurückzukehren. Niemand konnte ahnen, wie bald schon und mit welcher dunkler Endgültigkeit diese Rückkehr geschehen sollte.

So viele Pläne beschäftigten ihn noch, immer stärker zog ihn die Bühne an, und die ungeheure Selbstdisziplin, mit der er dem leidenden Körper die Kraft zu unablässiger Arbeit abzwang, verhiß, menschlichem Ermessen nach, nicht abzusehende Erfüllungen.

Reinhold Schneider trat zu Anfang der dreißiger Jahre vor die Öffentlichkeit, die schneller aufzumerken begann, als es sonst wohl dem Anfänger widerfährt. Aber Reinhold Schneiders Anfang war auch anders, als man es von einem jungen Autor gewohnt ist. Denn vom ersten Augenblick an war der ganze spätere Reinhold Schneider, war seine ganze, so scharf profilierte Persönlichkeit in dem, was er schrieb, zugegen. Gewiß, die Keime haben sich entfaltet, bis der große, Schatten und Frucht gebende Baum mit seinen zahllosen Verästelungen dastand, aber alle diese Keime waren schon in seinen ersten Veröffentlichungen sichtbar, etwa in den «Leiden des Camoës», in «Philipp II.», in den «Hohenzollern». Seine ersten Bücher spiegelten das Erlebnis der iberischen Welt; es folgten die großen, fast alle europäischen Länder umgreifenden Geschichtsdeutungen in Darstellungen und Erzählungen; es folgten die Deutungen großer Dichtungen der Weltliteratur; es folgten die eigenen lyrischen Gedichte, darunter die vielen Sonette, und es waren manche

unter ihnen, wie sie vielleicht seit Platens Tode in unserer Sprache nicht mehr geschrieben worden sind; es folgten Betrachtungen, Besinnungen, Aufrufe, mit denen er das zeitgeschichtliche Geschehen begleitete und sich den Entscheidungen, Forderungen und Schicksalen der eigenen Zeit freimütig und tapfer stellte. Es folgte das reiche und noch längst nicht ausgeschöpfte dramatische Werk («Der große Verzicht», «Innozenz und Franziskus», «Der Traum des Eroberers»).

Es ist nicht richtig, wenn man in Reinhold Schneider vornehmlich einen Darsteller und Erheller der Vergangenheit erblicken möchte, denn wie wenig ist er den Problemen unserer Tage ausgewichen! Wie sehr ist es gerade die Stunde, ist es der Glockenschlag der Gegenwart gewesen, von dem er sich aufgerufen fühlte! Er sah seine Aufgabe in dieser, in unserer Zeit.

So ist denn auch Geschichte für ihn nicht in erster Linie Vergangenheit, und sei es selbst nach- und weiterwirkende. Gegenwart und Zukunft gehören gleichberechtigt in sie hinein.

Geschichte ist für Reinhold Schneider im Sinne der ursprünglichen Wortbedeutung das, was geschieht, also die Gesamtheit der irdischen Vorgänge, seit Menschen die Erde bewohnen; sie ist der Raum des Lebens schlechthin. Und Christus erscheint wie als Herr des Lebens, so auch als Herr der Geschichte. Innerhalb der Analogie der Erscheinungen entspricht nun dem Herrn des Weltalls, auf niederer Stufe und durch einen unendlichen Abgrund von ihm geschieden, der irdische Machthaber. Die Problematik der Macht und der Herrschaft, der väterlich ebenso wie der despotisch geübten, hat schon früh angefangen, Reinhold Schneider zu beschäftigen. Die erste große Herrschergestalt von weltgeschichtlicher Bedeutung, der er begegnete, ist Philipp II. von Spanien gewesen. Von ihm sagt er: «Ich sah ins Antlitz eines Herrschers. Sein Geheimnis waren: das Leiden, das Opfer; die Vergeblichkeit des Irdischen schien ihn zu überschatten.»

Von da an hat der Gedanke der geschichtlichen Tragik ihn nicht mehr verlassen; nur im Sinne des Tragischen schien die Geschichte ihm deutbar, und auch das Christentum erreichte ihn im tragischen Aspekt. Später hat er bekannt: «Heute sehe ich wohl, daß es mein Weg und meine Bestimmung war, vom nihilistischen Pessimismus zum christlichen durchzudringen, von der absoluten Tragik zur Tragik unter der Gnade.»

Immer wieder, und nicht zuletzt in seinem dramatischen Werk — man denke nur an den «Großen Verzicht» oder «Innozenz und Franziskus» —, tritt uns die nicht tränenselig beklagte, sondern männlich hingegenommene, der Welt eingeschaffene Tragik entgegen. Ein Staatsmann, ein Machthaber ergreift seinen geschichtlichen Auftrag — den, das ihm zugängliche Stück Welt unter einem Herrschaftsgedanken zu ordnen und dem Willen Gottes und der irdischen Zweckmäßigkeit zugleich dienstbar zu sein. Vergebens, die Mittel werden stärker als das Ziel, ein

jeder wird versucht und jeder, jeder verstrickt sich. Der Sieg selbst erscheint als Opfer, und vielleicht kann er sich nur inmitten eines irdischen Scheiterns verwirklichen und vollenden.

So ist denn die Geschichte nicht eine Aneinanderreihung schimmerner Großtaten im Stil der patriotischen Legenden, sondern ein Gewirr menschlicher Unzulänglichkeiten und Vergeblichkeiten. Immer wieder geschieht der Griff nach der heilen, heilenden und heiligen Ordnung, der Aufschwung, der dann verraten wird an die Mächte der Herkömmlichkeiten, der Trägheit des Herzens, des kurzfristigen Scheinvorteils, der Gier, der Eitelkeiten und Leidenschaften.

«Es gehört», so sagt Reinhold Schneider, «zum Geheimnis der Geschichte, daß in ihr unvereinbare Sendungen sich auszuwirken suchen. Es können echte, also von oben gegebene Gebote sein, die einander widersprechen und Taten fordern, die einander aufheben, oder Gedanken, Bekenntnisse, Überzeugungen, die die geforderte Tat in Frage stellen, Vergangenheit umwerten. Hier ist eine der brennendsten Wunden geschichtlicher Existenz; wir können die Dissonanzen nicht aufheben. Wir können ahnen und gehorchen, verehren und uns ergeben. Wir brauchen nicht zu wissen, was wir erreichen werden, sondern nur, was wir sollen. Wir haben die Welt nicht gemacht. Aber wir sollen sie bestehen.»

Die Antinomie, das heißt der Widerspruch zweier gleichermaßen gültiger Anforderungen oder Gebote, aufhebbar nur in der Transzendenz, ist wohl das dem Menschen am schwersten hinzunehmende Weltgeheimnis. Eben deshalb hat Reinhold Schneider mit aller Tapferkeit seines Herzens, aller Radikalität seines Geistes sich im Namen der Wahrheit ihm stellen zu müssen geglaubt. Denn das zentral Genommene wird immer zur Radikalität drängen.

Aber in diesen radikalen Dunkelheiten liegt zugleich der unverlöschliche, unerstickbare Funke verborgen, denn die Welt wird ja von Paradoxien gespeist, und der Welt des christlichen Glaubens ist vor anderen die Paradoxie zugehörig. Reinhold Schneider in seiner gleichzeitig konservativen und revolutionären Haltung ist nur verständlich im Blick auf die Paradoxie, die alles höhere Leben durchzieht. Ich wage den Versuch, das durch Mißbrauch in Verdacht geratene Wort «heroisch» hier einmal im Sinne seines alten Glanzes und Adels zu brauchen, indem ich auf Reinhold Schneiders heroische Bereitschaft verweise, im Nichts alles zu finden: in der vollkommenen Verlassenheit, wie sie die Nachtstunden im Garten von Gethsemane bezeichnen.

Indessen soll niemand meinen, Reinhold Schneider sei etwas wie ein düsterer Zelot gewesen. Sein selbstloses Herz war voller Liebe und voller Milde. Er liebte die Menschen. Er war der treueste und liebevollste Freund. Er hatte das Glück, die Landschaft, die Tiere, die Kinder, den Wein, die Pflanzen, die Kunst und, besonders in seiner letzten Zeit, das

Theater zu lieben. Er liebte die Dichtung, und er liebte die Dichter, über deren manche er unvergängliche Worte geschrieben hat, etwa über Camoës, Calderón, Corneille, Eichendorff, Grillparzer, Brentano, die Droste. Auf's tiefste hat er die Dichter in all ihren Widersprüchen verstanden. Er hat sie mit den Mächtigen dieser Erde verglichen und hat dann von ihnen bekannt:

Sie sind mir doch am teuersten gewesen,
und nur die Heiligen tragen höh're Kronen.

So ist sein strenges und hartes Leben an Freuden nicht arm gewesen. Und über allen Antinomien hat sich ihm der buntfarbig leuchtende, freilich nicht zu jeder Stunde sichtbare Bogen des Friedens gewölbt. Als einen Verkünder des Friedens hat die Nation ihn erkannt, und man erinnert sich, wie freudig sie ihn gefeiert hat, als ihm vor zwei Jahren der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels zuerkannt wurde.

Nun ist er, der sich der Gnade überantwortet hatte, in den Frieden des Absoluten eingegangen, in welchem, wie wir vertrauen, alle Widersprüche der dunklen und doch so geliebten Erde ihre Lösung erfahren.

LITERARISCHE REISE DURCH MASSACHUSETTS

VON JOHANNES URZIDIL

Concord

Obzwar man die dreißig Kilometer von Boston nach Concord am bequemsten im Auto zurücklegt, ziehe ich die kleine Bimmelbahn vor, die dreimal so viel Zeit benötigt. Jedenfalls ist sie stilvoller und bereits ein antiquarischer Bestandteil der Landschaft. Als diese Bahn gebaut wurde, machte Henry David Thoreau in seiner Hütte am nahen Waldensee die Bemerkung: «Nicht wir fahren auf der Eisenbahn. Sie fährt auf uns.» Was würde er zu den Autos sagen und zu ihrer jährlichen Unfallsstatistik? Dabei hatte er überdies noch und hauptsächlich die seelische Unfallsstatistik im Sinne. Eigentlich — um ganz im Stil zu bleiben — sollte ich zu Fuß wandern. «Wer zu Fuß geht», so meinte derselbe Thoreau, «kommt genau so weit wie einer, der den Preis der Fahrkarte erst mühevoll verdienen muß.»